



Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

## Die Hotte.

Erzählung von Clara Viebig.

[Illustration]

So schnell wie die Mutter sich das mit der Hochzeit dachte, ging das nun doch nicht gleich. Und so einfach auch nicht. Der Bräutigam war weit her, aus Oberschlesien; man mußte seine Papiere zuvor kommen lassen. Er arbeitete erst seit dem Frühjahr im Rheinland, war gerade auf seiner Wanderung zum neuen Wohnbau gewesen, als er der Seph begegnet war an der Brücke der Ues. Zuerst schimpfte er, schrie und knirschte mit den Zähnen, verwünschte sich und die Gottesmutter, die es zu gelassen hatte, daß er diese Straße marschiert war, die zudem noch ein Umweg gewesen; aber dann schickte er sich doch darein. Was sollte er denn auch machen?! Die Seph beharrte auf jeder Einzelheit, da mußte er sich auch erinnern. Und ein hübsches Mädchen war sie ja. Und sehr freundlich war sie zu ihm gewesen. Und ihre Mutter wollte alles hergeben, was sie nur irgend entbehren konnte. -- Er war ein gutmütiger Kerl. Zudem hatte sich die Alte hinter den geistlichen Herren gestellt, da gab's kein Entrinnen. Ende Oktober, ehe der Winter anbrach, sollte die Hochzeit gefeiert werden. "Mein Seph, dat künnt zu wohnen uas Alz," sprach mit ungeheurem Stolze die Mutter. Und man gönnte es ihr.

Die alte Frau war befriedigt und dankbar nun war sie die Sorge los um die Seph. Sie trug einen Mann, und der zudem noch etwas verdiente. So lange es mild blieb, wurde am Tunnel gearbeitet; so viel bares Geld hatte die Bontheimer Botenfrau in Monaten nicht beiammen gesetzen, wie der Stanislaus verdiente in einer Woche. Wenn nur der Hannes des noch hätte sehn können! Sie hätte es ihm gar so gern gegönnt.

Aber eine Sorge quälte sie doch noch: was sollte sie anziehen zu einer so feinen Hochzeit? Sie überlegte bei Tag und bei Nacht: ob sie sich wohl bei der lärmenden Näherin ein Kleid nähen ließ, eins aus blauer Wolle? Schwarz wie in Trauer konnte sie doch nicht gut zur Hochzeit geben; ihr Schwarzes war zudem nicht mehr ganz stattlich, sie trug es ja auch über zwanzig

dah; die Leute die fragten: "Wer is dann da Bettelmeinch?"

Sie war betrübt; von ihren Söhnen hört sie gar nichts mehr, ihr Hannes war auch nicht da, nur die Seph war ihr übrig geblieben, und auf die war sie stolz. Sie summerte in einem fort: ob sie die Barbara wohl bitten sollte, ihr ein Kleid zu horgen? Sie ging so sein. Aber

die Pfarrköchin war ja dreimal so dick, deren Staat würde sie verlieren von ihrem Gestell. Ach, wenn

sie am Ende die Altardecke fürgen könnte, die alte von violettem Tuch, die nicht mehr gebraucht

wurde, so vergessen in der Sakristei lag, daß die Spinnen draußen spannen! Die war noch ganz schön, man konnte et was Feines draus schneiden! Aber

es brach ihr Mut, um so etwas zu fragen, dann lieber nicht auf die Hochzeit gehen. --

Da kam es der Madame mitten im Badhotel in den Sinn, daß die eines

Tages aufging in ihren Schränken zu

fragen; und sie fand

ein Kleid, das sie einst-

mals getragen hatte, als

sie noch jung und schlank

war und in der Mode ging,

nach der man jetzt nicht mehr fragte.

Das Kleid war ehedem Changeant

gewesen grüngoldig braun --, wenn

mann's in der Sonne sah, war man noch ge-

blendet; dann war es ganz gelb.

Die Botenfrau kam gerade dazu, als die Madame vor dem Schrank stand, das Kleid gegen's Licht hielt und prüste, ob es noch zu irgend etwas zu verwenden sei. Nein, es lohnte der Mühe nicht! Sie wollte es zu den Lappen werfen, da sah sie die Augen des Weibes, das bescheiden draußen auf dem Gang vor der offen gebliebenen Tür stand -- "Naßt Ihr heut Eier?" -- so sehnsüchtig darauf gerichtet, mit



Blick auf Tanger.

Jahr. Es hatte gelitten auf der Clausener Wallfahrt, da hatte ihr die Hotte den Rücken zerstochen. Die Elbhogen fingen auch an, durchzustoßen, und hielt man die vordere Stockbahn gegen das Tageslicht, schien die Sonne durch fast wie durch ein Sieb. Und zum Glücken hatte sie nicht mehr ein einziges Läppchen. Aber ein neues Kleid, das kam viel zu teuer: sie würde wohl auf die Hochzeit verzichten müssen. Ihrer Tochter konnte sie doch nicht die Schande antun,

einem so großen Verlangen, daß sie lachend fragte: „Wollt Ihr es am Ende?“ Es war mehr aus Spass gesagt: was sollte das arme Weib mit dem seltsamen Kleid?

Aber die Kätrin beharrte sich nicht lange, wenn ihr auch schwindelte — Jesus, so ein schön Kleid! — sie griff mit beiden Händen schnell zu: „Merci, da nehmen ech gären!“ Und stellte die Gotte auf den Boden und stieg aus dem elenden Blaudruckrock heraus und hängte sich das seidene Kleid über die Knochen und stand nun da wie eine Prinzessin! Der Sonnenstrahl fiel durchs Fenster auf sie, sie wurde geblendet vom eigenen Glanz: „Gesses, wat sein ech eju nobell!“ Sie drehte sich rund herum, hielt die Arme dabei steif vom Leibe ab, sah an sich links herunter, sah an sich rechts herunter und verdrehte fast das Genick, um sich auch von hinten noch zu betrachten. Sie zog den Mund breit in einem glückseligen Lachen: „Eweil kann ech auf dem Sepp seine Hochzeit giehn!“ —

Wenn der Hannes sie so hätte sehen können!

Ein gepudztes Weib stieg den Hontheimer Berg hinab; es ging denselben Weg, den die Frau mit der Gotte pflegte zu gehen. Aber die Kätrin erkannte sich heute selber nicht. Sie ging ohne Gotte, aufrecht und stracks ging sie einher, brauchte nicht den Kopf zu ducken und sich krumm zu bücken. Hente drückte keine Last ihrer Rücken mehr, heute war sie los-ledig.

Lange hatte sie heute bei Sonnenaufgang vor der Gotte gestanden, die am Bett lehnte, mit hängenden Nienen, und hatte die angejehu mit zweifelnder Miene: sollte sie die mitnehmen — sollte sie nicht?

Es war ihr, als spräche die Gotte vernehmlich: „Komm Du mich mit!“ „Ja, dat geht doch net an, eju fein angedahn, on dann mit der Gott!“ Wie sich entschuldigend, hatte die Kätrin es laut gesprochen, der Gotte auf den Buckel geslopft und ihr zugeneckt.

Dann war sie gegangen, über kaum drausen, hatte sie den Kopf in die Türe zurückgesteckt — da stand ihre Gotte mit hängenden Nienen, ob sie sie doch nicht lieber hätte mitnehmen sollen? —

Das Seidenkleid wehte dünn-flatterig im Herbstwind; wie ein gelbes Blatt, das vom Baum gefallen, wirbelte das alte Weibchen von der Höhe herab. Höher und Eltern auf den untersten Nesten fuhren kreischend in die oberen Wipfel hinauf, auch die Rehe, die sonst die Frau mit der Gotte nicht scheuten, äugten ängstlich und zogen sich ins Dickicht zurück. Das Kleid war so gelb; es schrie schon von weitem.

Seine Trägerin raffte es sorgfältig — ihr Kleid, ihr herrliches Kleid! — noch nie in ihrem Leben war sie so fein gewesen. Dem mußte man auch schon ein Opfer bringen! Sie dachte an ihre Gotte, die nun einsam stand.

Es wurde ihr kalt. Das war heute ein garstiges Wehen! Fester zog sie den alten Dreieckshal um ihr Kleid zusammen und schob sich das Kopftuch über die Haube. Es wurde ihr nicht wärmer, auch beim Laufen nicht. Und doch hätte ihr die Freunde warm machen sollen: ihre Seph machte heut Hochzeit, es gab Kaffee und Kuchen. Zwetschgenkuchen, Apfelskuchen, da backte die Seph schon seit Tagen dran unten beim Bräutigam. Und Zucker gab's in den Kaffee!

Warum ihr Herz nur nicht hüpfte, wie es heut hüpfen sollte? Sie faltete die Hände und murmelte etwas in sich hinein; das klang wie eine Entschuldigung.

Die Kätrine war ganz blaß geworden, fast durchham sah sie sich um: der Tag so grau, ringsum kein Haus, so weit sie sehen konnte, auch nirgend ein Mensch. Es schauerte ihr über den Rücken, sie seufzte auf: Jesus, wie allein war sie heut in der weiten Welt! Sie sehnte sich plötzlich nach ihrer Gotte. —

Es war betrüblich, daß es mit der Botenfrau gar nicht mehr wie sonst voran wollte. Der

November mit seinen Stürmen und dem Schnee war gekommen, das alte Weib würde es wohl nicht lange mehr machen können, nach Alf zu gehen.

Aber davon wollte die Kätrine durchaus nichts wissen. So lange sie denken konnte, war sie immer gelaufen, hatte die Last auf dem Buckel kaum je gefühlt. „Gesses Maria, wat sollen ech dann machen, wenn ech net nich mit meiner Gott' noa Alf giehen kann?“

Sie hatte einen bösen Husten. „Wuh haot Ihr Eich dän dann zugeläßt?“

„Rao,“ sagte dann die Alte und wurde ganz verlegen dabei, „ech glauben, ech haon mir et Blid verfligt auf dem Sepp seiner Hochzeit!“

Wenn sie doch wenigstens einen Tee trinken wollte! Die Pfarrköchin schickte Schafgarbentea, auch Brombeerblätter und weiße Taubnessel wurden aufgebrüht. Das schmeckte alles sehr gut, aber nuben tat's nicht. Und auch Besprechen half nicht. Nun knapper wurde der Kätrin der Atem, sie konnte nicht mehr atlassen vor Kasteln und Stechen in der Brust.

Ja, wenn Besprechen nicht half, dann sollte sie es doch einmal mit dem Älter Doktor versuchen! Sie redeten ihr alle zu: der Älter war ganz gescheit, und wenn er sah, daß sie so arm war, dann nahm er ihr auch nichts ab! —

Der Doktor hatte gesagt, sie dürfe nicht mehr so durch Wind und Schnee laufen, und hatte ihr eine Medizin verschrieben zum Beleben und zum Lösen. Die sollte sie fleißig einnehmen, damit ihre Lunge sich wieder ruhete, und sie sollte sich warm zu Hause halten; dann würde es schon wieder werden mit ihr. Aber sonst nicht. Das hatte er recht grob gesagt und sie dabei angesehen, als wollte er sie fressen.

Zögernd stand die Frau mit der Gotte vor der Apotheke, das Rezept in der Hand. Da drinnen war sie noch nie gewesen. Die meisten in Hontheim nahmen nicht Medizin ein, die glaubten nicht daran, und glaubt man nicht daran, so hilft sie ja auch nicht; die andern, die mal zum Doktor gingen, hatten sich immer selber das Vorgeschriften gleich machen lassen. Scheiß stand die alte Frau an der Tür; sie wäre noch nicht hineingegangen, hätte der Husten sie nicht so überfallen, daß sie sich förmlich krümmen mußte dabei.

Sie trat ein, tiefer gebückt unter der Last ihrer Gotte. Schüchtern legte sie dem Apotheker das Rezept auf den Tisch: „Seid eju quid!“

Nur ein Weilchen mußte sie warten. Hinter dem Ladentisch pantchte der Mann geschwind was aus einem Fläschchen ins andere, wog etwas ab, tat das auch noch dazu, schwenkte, schüttelte, und schob ihr dann das verkorkte Fläschchen über den Ladentisch zu: „Eine Mark fünfzig!“

Sie sah ihn an.

„Eine Mark fünfzig!“

Sie sperrte den Mund auf.

„Eine Mark fünfzig!“ wiederholte er jetzt zum dritten Male, nun schon ungeduldig und streckte die Hand aus, das Geld in Empfang zu nehmen.

Da mußte sie laut herauslachen: für so dummi hießt er sie! „Ahr seid en Maorr, so will bezahlen ech net!“ Für das bißchen Wasser im Fläschchen, das nach gar nichts aussah, sowie Geld geben? „Ech zaohlen Eich fünfszig Penning, dat is nich als genug!“

„Eine Mark fünfzig!“ behauptete er hartnäckig. Und als sie sich nicht daran kehrte, aus der Tasche in ihrem Unterrock fünf einzelne Groschen vorkrante, die behutsam auf den Ladentisch herzählte, wurde er grob:

„Dummes Weibsbild, hier wird nicht gehandelt! Zeigt zahlt die eine Mark fünfzig und dann macht daß Ihr rauskommt; ich hab keine Zeit!“

Da wurde sie aber auch grob: „Behaalt Euren Dreck! Dann holten ech Euren Dreck gaor net ein!“ Und trapste hinaus und schlug die

Tür hinter sich zu und stand dann draußen und schnitt der Apotheke ein böses Gesicht, obgleich sie lachen mußte über den dummen Menschen, der sie hatte so übervorteilen wollen, hustete vor langer Lachen und hustete noch immer, als sie schon im tiefen Schnee den Wald an der Neß durchstapste. Sie wurde ganz matt davon. Plötzlich blieb ihr der Atem stehen, sie dachte, sie müßte ersticken, kaum, daß sie noch ein „Maria hilf“ hervorstossen konnte — — — da stand ihr Hannes wieder beim selasterholz.

Er hatte sein altes Wollenswams an und die Art in der Hand. Und er sah sie an, wie er sie noch nie angesehen hatte. Und er war ihr auf einmal so nah, so merkwürdig nah, sie konnte bald seine Hand ergreifen.

Diese ungeduldige Sehnsucht, die sie einst verspürt hatte, ehe sie die Seine geworden war, dieselbe Zärtlichkeit, die sich dann doch so bald verloren hatte im Leben, die fühlte sie jetzt noch einmal wieder. Fühlte die so stark, daß es sie zu ihm hinrich mit aller Gewalt. Sie streckte die Arme aus nach ihrem Mann, sie niste ihm zu und dann wandte sie langsam, ganz langsam die Hontheimer Steige hinan.

Den Hontheimern war es leid um ihre Botenfrau; die war nun gestorben. Sie hatte sich den Tod geholt, als sie gegangen war zum ersten Male ohne Gotte. Sie hatte ihre Last getragen ihr Leben lang — ihrer ledig zu sein, das trug sie nicht.

## Kämpfe im Mittelmeer.

Von H. Conrady.

**R**arts Pläne gegen Byzanz waren zu Wasser geworden. Er hatte sich damit in den Spuren früherer Kreuzfahrer bewegt. So wurde der vierte Kreuzzug von 1204 ganz und gar zu einer Unternehmung gegen Konstantinopel. Die treibende Kraft zur Ablenkung der Expedition von ihrem ursprünglichen Ziel, Ägypten, waren die zu Fährleuten aussersehenden Venezianer, die sich eben in ihren alten Handelsvorrechten in Konstantinopel zugunsten ihrer Konkurrenten von Pisa zurückgesetzt fanden und die Gelegenheit als günstig ansehen, sich an Stelle Konstantinopels zur europäischen Handelsmetropole aufzuschwingen. Ihre Schiffe führten also die Kreuzfahrertruppen gegen das christliche Konstantinopel, das erstmals und einer barbarischen Ausplündierung unterzogen wurde. Dennoch teilten sich die „Kreuzfahrer“ in den übrigen Raum, nämlich in das ganze byzantinische Reich, aus dem eine Reihe von Feudalstaaten herausgeschnitten wurde. Einen sehr großen Teil des Reiches, ungefähr drei Achtel, bekam Venetien, und vor allem ging nun tatsächlich die Handelsstellung Konstantinopels großenteils auf Venetien über. Während das lateinische Kaiserthum in Konstantinopel und die lateinischen Fürstentümer im byzantinischen Reich nicht von Dauer waren, sondern nach der Mitte des Jahrhunderts wieder durch die griechische Selbständigkeit abgelöst wurden, blieb die Machtstellung Venetians und besonders die Verschiebung des kommerziellen Schwerpunktes im Mittelmeer nach Italien bestehen. Dies war überhaupt das wichtigste wirtschaftliche Ergebnis der Kreuzzüge. Daß diese in bezug auf ihren unmittelbaren Zweck, die Eroberung der islamitischen Welt, ein großer Erfolg war, ist offenkundig. Hinwiederum liegt auch auf der Hand, daß die Entwicklung des Handels, zunächst der italienischen Städte, dann aber auch des Nordens, durch sie mächtig begünstigt worden ist. Freilich wurde nun bei zunehmender Entwicklung der Handel mit dem östlichen Mittelmeer, der Levante, baldigst ein Gegenstand heftigster

Streites zwischen den konkurrierenden italienischen Städten, nämlich Venezia auf der einen Seite, Pisa und seiner Nachfolgerin Genua auf der anderen. Pisa und dann Genua dominierten anfangs mehr im westlichen, Venezia im östlichen Mittelmeer. Man fand sich aber dann gegenseitig ins Gehege. Insbesondere rissen die Genueser zeitweilig den ganzen Handel mit dem Schwarzen Meer an sich. Darüber brachen nun heftige Kriege zwischen Venezia und Genua aus, wobei es um die See- und Handelsherrschaft im Mittelmeer ging. Diese Konkurrenzkriege umspannen einen Zeitraum von 130 Jahren. Der lebte große Kampf tobte von 1378 bis 1381 und brachte Venezia zeitweilig in große Not, dann aber doch zum Sieg. Auf die Dauer stellte die Seekönigin der Adria die Begrenzung am Ligurischen Meerbusen stark in den Schatten, nicht bloß in bezug auf Handelsbedeutung, sondern auch auf Kolonialbesitz.

Hier von halten beide Städte im Mittelmeer eine schwere Wende, am meisten aber Venezia, dessen Herrschaftsbereich nicht nur den ganzen Strand der Adria umfasste, sondern auch große Teile Griechenlands und der griechischen Inseln, schließlich auch Cyprien. Ein Historiker des Mittelmeergebiets bezeichnetet die Gründung der Kolonialreiche der italienischen Städte als „die schönste Frucht der Kreuzfahrt“. Es gehört nun ein eigenartiger Geschmack dazu, um an der italienischen Kolonialwirtschaft des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit etwas Schönes zu entdecken. Tatsächlich zeigt sie nämlich die allerinnigste Verwandtschaft mit den schlimmsten kolonialen Beispielen von Systemen, die eingeborene Bevölkerung auszusaugen und zu misshandeln. So erklärt auch Sombart „systematische Ausbeutung der Mittelmeervölker mittelst Zwangsarbeit“ für das Fundament der Machtstellung von Venezia und Genua. Überall findet man teils Sklaven-, teils Leibeigenenwirtschaft, ohne daß ein großer Unterschied zwischen beiden Betriebsarten zu entdecken wäre. Zedenfalls wurden die Leibeigenen ebenso wie die Sklaven bis aufs Blut gejagt. Sklavenfang und Sklavenhandel bildeten einen der einträglichsten Geschäftszweige der venezianischen Robiti, wie überhaupt der italienischen Kolonialhändler vor und nach Ausgang des Mittelalters. Die Venezianer, das heißt die venezianischen Geldlente, zogen besonders enorme Gewinne aus dem massenhaften Sklavenhandel in den Überländern des Schwarzen Meers. Dieser Geschäftszweig und die koloniale Plantagenwirtschaft haben wahrscheinlich ebensoviel zu den Reichtümern der venezianischen Robili beigebracht, wie die Vermittlung der Handelsbeziehungen zwischen Orient und Occident, insbesondere der Vertrieb der indischen Artikel. Gewürze usw. Ihre Plantagenwirtschaft lief auf den rücksichtslosesten Raubbau hinaus, so daß die von ihnen besessenen, vormals blühenden Inseln Kreta und Cyprien zum Beispiel schließlich ganz ausgesaugt und abgewirtschaftet waren. So gehört auf das Konto des kolonialen Raubsystems der Italiener im 14., 15. und 16. Jahrhundert monches Tempel von Verwahrung ehemals blühender Gebiete, das man gewöhnlich zu den unheilvollen Folgen der türkischen Misshandlung vergangener Zeiten rechnet. In bezug auf Cyprien beispielsweise kann gar kein Zweifel sein, daß die Insel schon ganz abgewirtschaftet war, als sie aus der Hand der Venezianer in die ihrer türkischen Nachfolger überging.

Der kriegerische Türkensturm der Osmanen erhob sich seit dem 14. Jahrhundert von Kleinasien her immer bedrohlicher gegen das alte Zentrum des Byzantinischen Reiches, gegen Konstantinopel, vor und beschränkte die Herrschaft der griechischen Kaiser auf einen immer engeren

Umfeld ihrer Hauptstadt. 1453 kam dann der Augenblick, da Konstantinopel selbst in die Hände der Türken fiel und zur Hauptstadt eines türkischen Reiches wurde, das zu der asiatischen Hinterlassenschaft des arabischen Kaliftenreichs nach und nach auch die ganze Balkanhalbinsel hinzueroberte, die christlichen Griechen und Slaven dieser Gebiete größtenteils zu hörigen türkischen Lehnensträger des Großherrn in Konstantinopel machte. Für den Handel von Venezia war die Vernichtung des Byzantinischen Reiches gleich ein schwerer Schlag. Denn die neuen Herren am Bosporus, dazumal überaus unkultiviert, wollten zunächst vom Handel nicht viel wissen und unterbanden allmählich den Handel der Venezianer nach dem Schwarzen Meer fast ganz, machten überhaupt ihrem Levantehandel große Schwierigkeiten. Zudem, noch und nach fanden sich auch die Osmanen mit den italienischen Geschäften ab, weil dabei ja doch eine Menge für sie abfiel. Aber da erfolgte der schwerste Schlag für den Orienthandel der italienischen Städte, die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen und die damit einsetzende Verlegung der Welthandelsstraßen. Die Verödung der bisherigen Route des Indienhandels via Ägypten und Venezia wurde durch die Portugiesen künstlich auf die Art beschleunigt, daß sie im Indischen Ozean den arabischen Handel systematisch mit Gewalt unterdrückten. Der bewaffnete Widerstand des Sultans von Ägypten war vergeblich, obwohl er von Venezia noch Kräfte unterstützte wurde. In der Verzweiflung fanden die Venezianer auch auf einen Gedanken, der, wenn ausführbar und ausgeführt, den Lauf der Dinge sehr bedeutend hätte beeinflussen können: die Durchstechung der Landenge von Suez wurde angeregt. Die Zeit dazu war aber noch nicht gekommen, um so weniger als nun bald Ägypten von dem wilden Türkensultan Selim erobert wurde, dem derartige Kulturwerke so fern lagen wie der Mond. So mied nun der Welthandel das Mittelmeer. Die Ozeane begannen, die Straßen des Westhandels und der Tunnelplatz der großen Konkurrenzkämpfe zwischen den Kapitalmächten, die Metropolen der Weltmeere Schamplatz der modernen Kolonialgeschichte zu werden. Dagegen spielte das Mittelmeer allmählich fast nur noch die untergeordnete Rolle eines Vinnenmeeres mit Lokalhandel, und seine alten Handelsmetropolen büßten zusehends ihre ehemalige Bedeutung ein. Zunächst seit Holland und England als Handelsstaaten und Seemächte überwiegend emporkamen, trat das Mittelmeer an gleichichtlicher Bedeutung hinter den Ozeanen immer mehr zurück, wenn auch der Levantehandel ein begehrtes Objekt der kapitalistischen Interessenpolitik blieb.

Ehe aber Spanien und Portugals Position an Holland und England verloren gingen, d. h. während des größten Teils des 16. Jahrhunderts, war die Vorherrschaft im Mittelmeer denn doch noch der hart umstrittene Bonkapsel besonders zwischen den beiden Staatswesen, die sich mehr und mehr darin teilten, zwischen Spanien und dem osmanischen Reich. Während die Machtphäre dieses letzteren sich allmählich, wenn auch zum Teil mehr nominell, über den größten Teil von Nordafrika, mit Ausnahme Marokkos, ausdehnte, stießen die auch über den größten Teil Italiens verfügenden Spanier, nachdem sie zu Ende des 15. Jahrhunderts der letzten Reste maurischer Herrlichkeit auf europäischem Boden durch die Eroberung Granadas (1492) Herr geworden, auch nach Nordafrika vor und bestrebten sich, von einigen dortigen Stützpunkten aus ein ausgedehntes Kolonialreich zu begründen. Ein Antrieb dazu war besonders auch das dazumal für die Spanier sehr beschwerliche Seeräuberwesen in den sogenannten

Barbareskenstaaten, d. h. den Gebieten mit überwiegend berberischer Bevölkerung, die Tripolis, Tunis, Algerien umfassen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboten über weite Gebiete von Tunis und Algerien einige Seeräuberführer christlicher Herkunft, die aber zum Islam übergetreten waren, die Brüder Barbarossa. Sie hatten ihre Machtstellung dadurch gefestigt, daß sie dem Namen nach eine Oberhoheit der Pforte auerkennen. Gegen sie richteten sich besonders die beiden Expeditionen Karls V., von die eine, gegen Tunis (1535), wenigstens einen momentanen Erfolg hatte, während die algerische Expedition von 1541 mit einem völligen Fehlschlag endete und schwere Opfer kostete. Die afrikanischen Erwerbungen Spaniens, die ihm bloß eine schwere Last waren, gingen im Laufe der Zeit durchweg verloren, als über den verhängnisvollen Konsequenzen der spanischen Kolonialräubereien in Amerika und der Erschöpfung durch die fortwährenden Ansprüche einer unfertigen Weltpolitik die ökonomischen Kräfte des Landes allmählich erschöpften eine Prozedur, die man noch künstlich förderte, indem man (1609) die gewerbfleißigen Mauren in Massen aus Spanien vertrieb. Dieser künstliche „Sieg“ über die Ungläubigen war für Spanien verderblicher, als der Fehlschlag seiner afrikanischen Pläne, der tatsächlich auf eine Verminderung des überflüssigen Ballasts hinansam, und überhaupt als das Fiasko der spanischen Vor-machtbestrebungen im Mittelmeer.

Die vertriebenen Mauren gingen großen Teils nach Marokko, das in jenen Zeiten unter den nordafrikanischen Gebieten die gedeihlichste Entwicklung nahm. Portugiesische Versuche, hier ein neues koloniales Ausbeutungsgebiet zu gewinnen, waren fehlgeschlagen. Die berühmte Expedition Sebastians von Portugal (1578) endigte mit der vernichtenden Niederlage von Alcazar, wo der König sein Leben verlor, während Portugal selbst demnächst seine Unabhängigkeit an Spanien einbüßte. Damals hatte der ökonomische Verfall der Pyrenäenhalbinsel schon starke Fortschritte gemacht, während das unvermeidlich darauffolgende Schwinden der Macht nach außen hin erst allmählich in die Erscheinung trat. Freilich war Spanien schon nicht imstande gewesen, den großen Sieg über die Türken bei Lepanto in den italienischen Gewässern (1571) irgendwie auszunützen. Zudem hörten auch die Türken allmählich auf, eine so drohende Gefahr für die abendländische Zivilisation zu sein, wie man im 16. Jahrhundert in ihnen erblickte. Damals waren sie, 1529, bis gegen Wien vorgedrungen. Dies hat sich noch einmal wiederholt im Jahre 1683. Zum ganzen aber waren die Osmanen nun bereits soweit, sich mit dem Genuss der eroberten Gebiete zufrieden zu geben, und seit dem Österreich-polnischen Sieg unter den Maneen Wiens wurden sie rasch völlig in die Defensive gedrängt, so daß seit Ausgang des 17. Jahrhunderts die Frage der Aufteilung des türkischen Reiches ihre Rolle in der europäischen Politik zu spielen beginnt. Zu dieser Zeit war wieder eine Macht im Mittelmeer bemüht, eine dominierende Stellung zu erlangen: Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. Es war für die französischen Staatsmänner und mehr noch für ihre holländischen und englischen Gegner das Mittelmeer nur ein Objekt neben so und so vielen anderen. Wenn freilich Colberts Plan geglückt wäre, den Levantehandel ganz in französische Hände zu bringen und auch den ganzen indischen Handel wieder über Ägypten zu lenken, so wäre das Mittelmeer wieder in den Mittelpunkt der Geschichte gerückt. Aber die Weltpolitik Ludwigs XIV. war schließlich auch bloß ein großer Fehlschlag, wie früher die spanische, und für die Untertanen des Sonnen-

ständig eine fürchterliche Plage. Als Ludwig versuchte, die spanische Hinterlassenschaft anzu treten, schlug ihn England im spanischen Erb folgekrieg aufs Haupt, und die Träume von französischer Vorherrschaft im Mittelmeer waren damit zu Ende. England hat während des Krieges (1704) den Schlüssel des Mittelmeeres in seine Hände gebracht, den es noch heute besitzt, Gibraltar.

Zum ganzen 18. Jahrhundert blieb im Mittelmeer der Stand der Dinge im großen und ganzen der alte, kein Handel und keine Ufer unter einer Reihe von Staaten verteilt. Die großen Entscheidungen fielen eben jetzt anderswo. Nur am östlichen Zugang des Mittelmeers und seinem östlichen Zubehör, dem Schwarzen Meer, vollzogen sich im Laufe des 18. Jahrhunderts folgenschwere Wandlungen. Unter Peter dem Großen begann das Umschreiten der russischen Macht nicht nur nach der Ostsee hin, sondern auch nach dem Schwarzen und Mittelmeer. Peter eroberte bereits Kiew und versuchte, gegen Konstantinopel selbst vorzugehen, wobei er freilich einen bösen Blitzerfolg hatte. Weiterhin hat dann Katharina II. wiederholte Türkenkriege geführt, die schließlich die Eroberung Konstantinopels bezweckten. Da-

barekenstaaten und dagegen gerichtete Expeditionen, wie eine französische gegen Tripolis (1728), geschehen war. 1798 begann Bonapartes Expedition gegen Ägypten, das zwar nominell der Pforte unterstand, tatsächlich aber von den Mamelucken beherrscht wurde, orientalischen Kriegercharen, die 1250 ihr Säbelregiment begründet hatten. Zum 18. Jahrhundert hatte das Land unter ihrer Herrschaft fast gar keinen auswärtigen Handel mehr; Ägypten war ganz heruntergekommen. Der wirtschaftspolitische Grundgedanke des französischen Unternehmens gegen Ägypten ging nun, neben der Absicht, das Land selbst auszubauen, hauptsächlich dahin, daß Ägypten und sein Hafen Ägypten als Besitz der Republik wieder zu dem gemacht werden sollte, was es einst gewesen, zur Durchgangsstation des Welt handels, der, in seine alten Bahnen über das Rote und Mittelmeer zurückgelenkt, Frankreich zum europäischen Mittelpunkt bekommen sollte; Napoleon dachte auch an einen Suezkanal. Macht politisch hinwiederum war es darauf abgesehen, eine Angriffsbasis gegen Englands Stellung in Ostindien zu gewinnen. Den Franzosen gelang die Einnahme von Ägypten und demnächst auch von Kairo, das erst durch einen Sieg über

die Mamelucken bei den Pyramiden gewonnen werden mußte. Die Mamelucken herrschaft brach nun im ganzen Lande zusammen. Napoleon hatte sich den Hellachen als Freier vom Mamelukkenjoch angepriesen und anfangs damit auch wohlglücklich gefunden. Bald aber merkte die Bevölkerung, daß Napoleons kleinstes Finger dicker als die Lenden der Mameluckenbeys. Die Stein erschraube wurde inganz unerhörter

Macht des Expeditionskorps im ersten Jahre des 19. Jahrhunderts auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgeschafft.

Trotz dieser üblichen Erfahrungen kam Napoleon nicht ganz von seinen orientalischen Projekten zurück, sondern es hat ihm bloß die Gelegenheit gefehlt, die beabsichtigte Teilung der Türkei mit Russland und Österreich durchzuführen und sich wieder in Syrien und Nordafrika festzusetzen, um von da aus die englische Machtstellung in Indien zu untergraben. Seine ägyptische Expedition blieb immerhin nicht ohne dauernde Folgen für das Land. Der europäische, zunächst hauptsächlich französische Einfluß auf Ägypten hörte nicht mehr auf. Es äußerte sich freilich nun nicht in direkter europäischer Herrschaft, sondern durch die Vermittlung neuer mohammedanischer Herren des Landes. Nach dem Abzug der Franzosen kam im Gegenzug zu den Engländern und mehr oder weniger auch zur Pforte in Ägypten ein ehrgeiziger und verschlagener Führer türkischer Truppen empor, Mehemed Ali. Aller Widerstände ungeachtet schwang er sich zum Statthalter und schließlich zum Vizekönig von Ägypten auf, nominell ein Vasall der Pforte, tatsächlich aber selbständiger Gebieter des Landes. Er machte auch mit den Resten der Mameluckenwirtschaft ein Ende, indem er 1811 auf hinterlistige Art nicht weniger als tausend Mamelucken in Kairo umbringen ließ. Mehemed Ali trieb reguläre ägyptische Großmachtspolitik, stellte ein starkes ägyptisches Heer auf usw. Zur Ausbringung der Mittel reorganisierte er das alte Staatseigentum an Grund und Boden systematisch, so daß tatsächlich ein umfassender Staatssozialismus oder vielmehr Monopolismus bestand. Aus den armen Hellachen wurde mehr als je herausgeholt, und zwar nun schon stark im Interesse europäischer Bucherer und Abenteurer, die sich in Ägypten einnisteten. Die Anteihewirtschaft ging los, die hernach dem Lande so verhängnisvoll werden sollte, und eine Menge europäischer Industrieritter tauchten auf, die sich auf ägyptische Kosten die Taschen vollstopften. Damals dominierte der französische Einfluß in Ägypten, und Frankreich stand denn auch Mehemed Ali bei seinen politischen Absichten zeitweise als Verbündeter zur Seite. Diese waren für die Pforte höchst gefährlich. Zunächst freilich machte sich Mehemed Ali im östlichen Mittelmeer als Nothelfer des Großherrn geltend. 1821 begann mit dem griechischen Aufstand ein epochenmässiger Vorgang in den Unabhängigkeitskämpfen der Balkanchristen. Um der hartnäckigen Freiheitsstreiter Herr zu werden, bediente sich die Pforte ägyptischer Hilfsstruppen unter Mehemed Alis Sohn, der sich freilich bald als ein sehr unbeschwerte und eigenmächtiger Bundesgenosse erwies. Mit den Griechen wäre er fertig geworden, wenn ihm nun nicht schließlich die europäischen Großmächte in den Arm gefallen wären. Russland verfolgte bei dem griechischen Aufstand seine eigennützigen Absichten. Um ihm das Feld nicht allein zu lassen, intervenierten England und Frankreich mit ihm zusammen in den orientalischen Angelegenheiten. Eine kombinierte Flotte der drei Mächte wurde mit der türkisch-ägyptischen bei Navarino 1827 in eine Schlacht verwickelt, die mit der Vernichtung der letzteren endigte. Die Unabhängigkeit Griechenlands war die Folge. Russland sah sich in seinen Absichten, die Griechen als ein willförmiges Werkzeug zu benutzen, bald genug betrogen. Dass solche Absichten dem Verhalten des Kabinetts von St. Petersburg zugrunde gelegen, bewies bald genug auch ein neuer russisch-türkischer Krieg (1828 bis 1829), der einen bedeutenden Fortschritt der Russen im Vormarsch auf ihr altes Ziel Konstantinopel herbeiführte. Eine seltsame Verknüpfung von

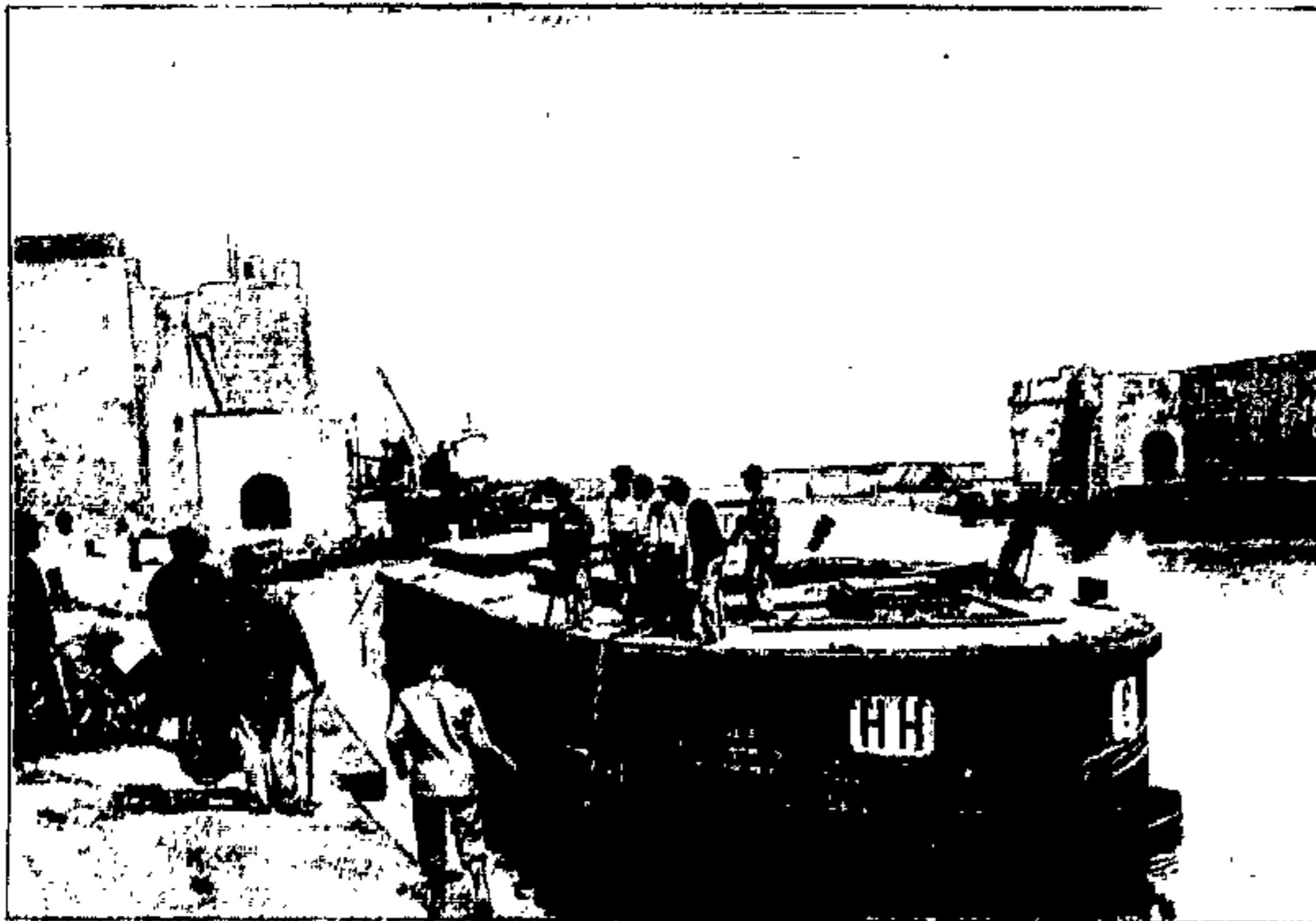


Tripolitaner sortieren Federn.

mals wurde bereits die russische Politik eingeleitet, die Freiheitsbestrebungen der griechisch-katholischen Untertanen der Pforte zugunsten der russischen Eroberungsabsichten auszubeuten. In den siebziger Jahren wurden die Griechen in den Aufstand getrieben und hernach im Stich gelassen, um ihre Erhebung in Strömen von Blut erstikt zu sehen. Auch bewies eine bewaffnete Demonstration Englands gegen Russland schon damals, daß die britische Politik im Interesse des englischen Handels eine Besetzung Konstantinopels durch die Russen nicht zugeben werde. So mußte sich das Kabinett von St. Petersburg mit der Eröffnung des Schwarzen Meeres und seiner Zugänge für die russischen Schiffe zufrieden geben.

Inzwischen brach die große französische Revolution aus und erneuerte das Aussehen der Welt, erneuerte auch den alten Konkurrenz- und Kolonialkrieg zwischen England und Frankreich in einem ungeheurem Kampf, der auch im Mittelmeer sein Bereich sand. Im Verlaufe dieses großen Ringens verfiel in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts die französische Republik, insbesondere der rasch emporsteigende junge General Napoleon Bonaparte, auf ein Unternehmen, das nun auch Nordafrika wieder auf bedeutendere Art in den Bereich der Weltgeschichte rückte, als es etwa gelegentlich durch das Treiben der Seeräuber in den Bar-

Weise angezogen, das Land mit französischen Verwaltungsmethoden beglückt, die alles andere als populär waren, der Grundbesitz der Eingeborenen mit Konfiskation bedroht. So brach schon im Herbst 1798 in Kairo ein großer Aufstand aus, der mit furchtbarer Grausamkeit niedergeworfen wurde. Unter den „Hingerichteten“ waren auch Frauen. So sehr aber auch Napoleons Stellung in Ägypten gefährdet blieb, besonders auch infolge des englischen Seesieges bei Abukir, der die französische Flotte vernichtete und die Verbindung mit Europa abbrach, unternahm der General doch noch einen abenteuerlichen Vorstoß gegen Palästina und Syrien, die der Türkei abgenommen und zum orientalischen Kolonialbesitz Frankreichs gehüllt werden sollten. Die Franzosen nahmen Jaffa unter schauspielerischer Mecklei ein. U. a. ließ Napoleon 4000 gejagte Albaneien niederhartätschen. Von Afkon wurden die Franzosen mit blutigen Köpfen heimgesucht und fanden noch fürchterlichen Leid auf dem Rückmarsch arg gelichtet in Ägypten wieder an, wo man nun außer mit den Engländern auch noch mit den Türken zu rechnen hatte. So verflogen allmählich die süßen Träume Napoleons. 1799 kehrte er von dem Abenteuer nach Frankreich zurück und überließ die armen Soldaten in Ägypten ihrem Schicksal. Nach langen Kämpfen wurden die kümmerlichen



Im Hafen von Algiers.

Umständen brachte es bald danach mit sich, daß Russland sich der Pforte als Retter in der Not aufdrängen konnte. Anfangs der 30er Jahre fühlte sich nämlich Mehemed Ali stark genug, um seine Pläne eines großen ägyptischen Reiches mit Einfuß von ganz Nordafrika durch einen Krieg gegen die Türkei zu verwirklichen. Syrien wurde auch erobert, und mit Kleinasien wäre das gleiche geschehen, wenn nicht Russland als Protektor des „franken Mannes am Bosporus“ aufgetreten wäre, der übrigens in dieser Zeit die ersten ernstlichen Versuche machte, sich selber zu kurtieren, durch solche Reformen, wie die Abschaffung des Lehenswesens, die Europäisierung der Armee usw. Ende der 30er Jahre brach ein neuer Krieg zwischen Ägypten und der Türkei aus, wobei diese wiederum geschlagen wurde (Schlacht bei Nisib). Hinter Mehemed Ali stand nun als Bundesgenosse Frankreich, das durch ihn seine wirtschaftlichen Interessen im ganzen vorderen Orient zur Herrschaft zu bringen hoffte. So bekam es mit der Begierdehaft der anderen Mächte, besonders Englands und Russlands zu tun, die nicht dulden wollten, daß ein groß-ägyptisches Reich unter französischem Protektorat entstehe. Ein Weltkrieg wurde 1810 nur deshalb vermieden, weil Frankreich zurückwich und seinen Verbündeten im Stich ließ, der nun auf Ägypten beschränkt wurde.

Frankreich wäre vielleicht weniger nachgiebig gewesen, wenn es nicht eben genug damit

zu tun gehabt hätte, den harten Bissen herunterzuwürgen, den Algerien darstellte. 1830 war die Grundlage zum nordafrikanischen Kolonialreich Frankreichs gelegt worden, indem man eine Verteidigung des französischen Geschäftsträgers in Algerien durch den Dey zum Vorwand einer Strafexpedition nahm. Der damaligen reaktionären Regierung ging es zweifellos hauptsächlich darum, durch dieses auswärtige Abenteuer die Aufmerksamkeit von den inneren Angelegenheiten abzulenken; die Aufsurrection brach aber aus, obwohl kurz vorher die Nachricht von der Einnahme Algiers eingetroffen war. Die Eroberung der Hauptstadt fiel den Franzosen nicht viel schwerer als jüngst den Italienern die Besetzung von Tripolis. Die Schwierigkeiten begannen erst recht, als man mit den kriegerischen Verbreistämmen des Innern, den Kabylen, zu tun bekam. Von dem Emir Abd-el-Kader unter geschickter Führung zusammengefaßt, machten die Kabylen den Franzosen lange Jahre schwer zu schaffen. Das Blut beider kriegsführenden Parteien floß in Strömen, und die Franzosen begannen bald, mit solchen barbarischen Gräueltaten an der Spitze der Zivilisation zu marodieren, wie die kolonialkriege sie immer wieder im Gefolge haben. Der Zweck aber, die Kabylen zu terrorisieren, ward nicht erreicht, dagegen ihr Hass gegen die Einwanderer um so tödlicher. Um so weniger konnten sie sich mit der Fremdherrschaft befriedigen, als baldigt auch alle

höchsten süßen Seiten der Kolonialausbeutung, insbesondere eine wilde Korruption, sich breit machen. Der französischen Nutznießer dieser Wirtschaft waren nur wenige. Die Masse hatte bloß die Kosten zu tragen, die schließlich auf Milliarden ange schwollen sind.

1847 hatte man endlich vorläufig Ruhe erlangt. Der Krieg hatte zeitweilig schon über die algerischen Grenzen hinausgegriffen und Marokko mit erfaßt. Die Franzosen siegten am Ifly 1844 über die Marokkaner, und die Flotte bombardierte Tanger und Mogador. Aber nun intervenierte England und erhielt Marokko seine Unabhängigkeit. Im östlichen Mittelmeer brachten die 30er Jahre einen neuen russischen Vorstoß gegen Konstantinopel. Es wäre mit der Pforte wohl vorbei gewesen, wenn ihr nicht England und Frankreich beigeprungen wären, die beide nicht zugeben wollten, daß Russland auf das ganze östliche Mittelmeer seine Hand lege. So kam es zum Krimkrieg von 1854 bis 1856, der Russland beträchtlich zurückwarf. Mit den Engländern und Franzosen zusammen kämpften vor Sebastopol auch Italiener gegen die Russen. Die italienische Politik dachte damit ihrem Streben nach der Herrschaft über Italien die Unterstützung von England und besonders Frankreich zu verschaffen. Letzteres ging dann auch mit den Italienern zusammen in dem Kriege von 1859 gegen Österreich, das den größten Teil seiner italienischen Besitzungen einbüßte. In den folgenden Jahren wurde dann



Straße in Tunis.



Judenfamilie in Tripolis.



Marokkanische Reformpolizei.

das Königreich Italien fertig. In dem nächsten Kriege gegen Österreich (1866) begann es bereits maritime Bestrebungen an den Tag zu legen; denn auf italienischer Seite spielte der Gedanke, Österreich gänzlich von der Adria abzudrängen, dieses Gewässer zu einem italienischen Binnensee zu machen, bereits eine große Rolle. Freilich erwies sich die Österreicher nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser den Italienern überlegen: durch Tegetthoffs Sieg bei Lissa wurde der italienische Adriatraum vorläufig zu Wasser. Den Häfen an der Adria nicht nur, sondern überhaupt am Mittelmeer begann in diesen ausgehenden über Jahren eine große Zukunft zu winken. Die sichere Aussicht war da, daß das Mittelmeer aufhören würde, ein bloßes Binnensee mit Lokalverkehr zu sein, wie seit Ausgang des Mittelalters, sondern wieder den Strom des Welthandels durch sich werde fluten sehen. Der Suezkanal war seit 1859 im Bau, unter französischer Leitung, und wurde 1869 dem Verkehr übergeben.

Diese neue Verlegung der Welthandelsstraßen gab dem Mittelmeer nun auch erhöhte politische Bedeutung, besonders auch für den Besitzer Indiens, für England, das nun daran aus war, sich die neue Route nach Indien zu sichern. Am Eingang des Mittelmeers besaß es Gibraltar, auf dem Nebengang vom westlichen zum östlichen Mittelmeer Malta, und nun war Ägypten für die britische Politik von der größten Wichtigkeit. Sie hatte hier zu Anfang der 70er Jahre schon festen Fuß gesetzt, insofern die fortgesetzte Schuldenmache der Nachfolger Mehmed Ali, die teils Kulturwerken, teils auch mahlloser Verschwendungen diente, das Land in immer größere Abhängigkeit vom ausländischen, hauptsächlich vom englischen Kapital brachte. Das ergab für die britische Politik Handhaben, sich in Ägypten festzusehen. Ehe es soweit kam, bemühte sich England zunächst einmal eines neuen Punktes im Mittelmeer, der helfen konnte, die Verbindung mit Indien zu sichern: Cypren ging 1878 in englische Hände über bei der Erledigung der orientalischen Frage, die damals auf dem Berliner Kongress stattfand, ausschließlich an den russisch-türkischen Krieg von 1877; Italien war da wieder in der Rolle als Beschüter der Balkanchristen und ihrer Unabhängigkeitsbestrebungen aufgetreten, hatte sich der Serben und Bulgaren endlich mit bewaffneter Hand und schließlich Erfolge angenommen. Das russische Vordringen gegen Konstantinopel dagegen wurde durch eine Intervention Englands aufgehalten, das sich dann mit Cypren bezahlte. Noch eine Einbuße an einer nicht am Kriege beteiligte Macht erfuhr die Türkei auf dem Berliner Kongress, insofern Österreich sich nun auf den Balkan eindrängte und die Eroberung von Bosnien einleitete, wo es dann freilich einen schweren Kampf gegen einen mohammedanischen Aufstand auszufechten bekam. Ein böser Krieg war auch für England die Folge, als es zu Anfang der 80er Jahre seine Hand dauernd auf Ägypten legte. Die Bizekönige des Landes waren immer mehr ein Spielball in der Hand des englischen Finanzkapitals und der englischen Regierung geworden. Demgegenüber machte sich eine ägyptische Nationalpartei geltend, die auch im Heer stark vertreten war. Diese ritz schließlich unter Arabi Paschas Führung das Regiment an sich, zweifellos mit der Absicht, der Ausbeutung des Landes durch die Europäer ein Ende zu machen. Ein solcher Angriff auf die heiligsten Güter konnte nicht geduldet werden. England intervenierte mit bewaffneter Hand in Ägypten. Alexandria wurde bombardiert, die ägyptische Armee bei Tell-el-Kebir geschlagen, das Land besetzt (1882). Dann kam aber das dicke Ende in Gestalt einer großen mohammedanischen Erhebung unter dem so-

genannten Wahdi im äquatorialen Gebiet Ägyptens, im Süden. Die Kämpfe gegen die Scharen des Wahdi und seiner Nachfolger haben bis zu der großen Melekei von Quidurman gedauert, wo sich 1898 die „Derwische“ abschlachten ließ. Damit war Ruhe geschaffen, aber England dachte nicht mehr an sein Versprechen, das Land nach Wiederherstellung der Ordnung zu räumen. Tatsächlich war Ägypten nun englische Kolonie und wurde im englischen Interesse ausgebaut. Über die Nationalpartei war nicht dauernd verschwunden, sondern machte sich schließlich immer mehr geltend und ist heute für die englische Herrschaft über das Land eine sehr ernsthafte Drohung geworden. Und überhaupt ist die Situation in Nordafrika so, daß mit einer langwährenden europäischen Kolonialherrschaft hier nicht im Ernst gerechnet werden kann. Auch die Franzosen müssen darauf gefaßt sein, aus ihrem Staube eines Tages von den Berbern und Arabern vertrieben zu werden. Zu den algerischen Besitzungen Frankreichs kam 1881 das nominell türkische Nachbargebiet Tunis hinzu. Auf Grund eines Vertrages mit dem Bey, einer Marionette in französischen Händen, besetzten französische Truppen ohne Umstände das Land. Es kam dann aber zu einer ernstlichen Erhebung im Innern, der eine solche in Algerien parallel ging. Große Opfer an Gut und Blut stellten die Muhammadien an, aber es ist keine Frage, daß die Berber und Araber nicht mit der französischen Herrschaft versöhnt sind. Durch die Besetzung von Tunis, wo Bôsseto zu einem großen Kriegshafen ausgestaltet wurde, machte sich Frankreich auch einen Feind an Italien, wo man auch bereits an Kolonien dachte und das stark von Italienern überlaufene Tunis als geeignetes Ausbeutungsobjekt ins Auge gesetzt hatte. Die Enttäuschung war in den maßgebenden Kreisen Italiens groß genug, um es an die Seite Deutschlands und Österreichs zu treiben. Italien suchte sich dann anderweitig zu entschädigen, indem es vom Roten Meer aus die Herrschaft über Abessinien erstrebte, aber nur, um 1896 einen so kompletten militärischen Zusammenbruch dort zu erleben, daß man staunen muß, woher die besitzenden Klasse des Landes den trouirigen Mut zu dem jetzigen Staubzug nach Tripolis genommen haben. Zedenfalls erfolgte dieser nicht sowohl im Vertrauen auf die innere Kraft des eigenen Landes, dem gründliche Wandlungen zu Hause bitter not taten, als aus Spekulation auf die innere Schwäche der Türkei.

Auf dem Balkan dauerte in den 80er und 90er Jahren der Kader der verschiedenen Nationalstaaten und die Unabhängigkeitsbestrebungen der noch unter türkischer Herrschaft stehenden Griechen und Slaven fort. Die dünnen Mackenhaftungen der russischen Politik waren lange Zeit ein Gegenstand schwerer Beunruhigung für Europa. Mit zunehmender Konzentrierung Russlands auf den fernen Osten wurde dann seine Gefährlichkeit auf dem Balkan geringer, um noch weiter zu sinken, als der Zarismus in Ostasien seinen militärischen, in Europa den inneren Zusammenbruch erlebte. Aber auch ohne Einmischung Russlands blieb der Balkan ein böser Wetterwinkel. Kretische, macedonische, bulgarische Wirren rissen nicht ab und 1897 kam es sogar zu einem regulären Krieg zwischen Griechenland und der Türkei, die zwar militärisch die Oberhand behielt, aber innerlich doch krank und schwach blieb und unter der Herrschaft eines Abdül Hamid niemandem Sympathien einlösen konnte. Man wagte auch kaum, ernstlich zu hoffen, daß die türkische Bevölkerung sich aus eigener Kraft helfen könne, indem sie den liberalen Bestrebungen der Jungtürken zum Siege verhelfe; denn in den 70er Jahren hatte dieser Strömung infolge mangelnder Massenhaftigkeit die nachhaltige Kraft ge-

fehlt, um die damals verliehene Verfassung zu einer Wahrheit zu machen. Aber nun geschah 1908 das Wunder, daß sich mit Hilfe des Heeres eine große Bewegung durchsetzte, die mit der alten Türkei ein Ende machen, ein neues Reich auf freiheitlicher Grundlage begründen wollte. Reaktionärer Abdül Hamid und seiner Rente wurden ohne große Schwierigkeiten abgewiesen, und die türkische Revolution nahm insofern ihren ungestörten Fortgang. Freilich aber zeigten sich auch schon in den ersten Zeiten Störungen von außen her. So verwandelte Österreich jetzt seine Eroberung Bosniens in eine Annexion, ohne daß aber schließlich der Friede gebrochen worden wäre. Gefährlich erschienen auch Aufstandsbewegungen in Albanien, dessen Bevölkerung nicht in ihrer urwüchsigen Ungebundenheit durch eine moderne Ordnung der Dinge beeinträchtigt werden wollte. Diese Bewegungen machten einen um so bedenklicheren Eindruck, als österreichische Expansionsbestrebungen nach Albanien hin bestehen und nicht weniger auch italienische, die sich mit jenen durchkreuzen. Dabei konnte der Treibhund nicht mehr als genügende Garantie für das Einvernehmen der ihm angehörenden Mächte angesehen werden. Denn es lag seit Jahren zutage, daß sich Italien mehr und mehr von seinen Verbündeten entferne, dagegen Frankreich und England nähere. Das zeigte sich schon bei den internationalen Auseinandersetzungen über Marokko, das seit einer Anzahl von Jahren Gegenstand ernstlicher Absichten Frankreichs, nebenher auch Spaniens ist, wovon sich aber auch deutscher Kolonialhunger gern ein Stück angeeignet hätte. Daraus ergaben sich Reibungen, die schon 1905 und wiederum in diesem Jahre eine Gefährdung des europäischen Friedens mit sich führten, bis es dann schließlich Deutschland, freilich noch nicht Spanien, Frankreich überließ, sich in Marokko neue Schwierigkeiten im algerischen Stile zu bereiten.

Schon gelegentlich der Marokkokonferenzen in Algiers wurde nun klar, daß Frankreich Italien zu versöhnen gewußt habe, und man mußte auch schon seit Jahr und Tag, welches Stück afrikanischen Gebiets Frankreich und offenbar außerdem auch England, der Raubgier Italiens preisgegeben: kein anderes Gebiet als die nordafrikanische Provinz der Türkei, wo nach Italien jetzt die Hand ausgestreckt hat, Tripolis und die Kyrenaika. Die Welt hat sich durch diesen Raubzug überraschen lassen. Er war aber keineswegs unvorbereitet. Das ändert freilich nichts daran, daß es sich nun einen ungewöhnlich gemeinen Überfall handelt, der um so verwerflicher ist, als er die kaum eingeleitete Befriedung der Balkanverhältnisse aufs äußerste gefährdet und die bedrohliche Aussicht auf einen allgemeinen Weltkrieg eröffnet. Demgegenüber liegt die einzige Sicherheit in der internationalen Bewegung des Proletariats, das keinen Krieg, keine neuen blutigen Kämpfe um das Mittelmeer will, sondern den friedlichen Weltkrieg gleichberechtiger, freier Völker auf der Bahn des Fortschritts zur höchsten Besitzung.



### So ist das Leben.

Heut noch als Sieger seine Straße ziehen,  
Dem Reichtum und dem Glück entgegen,  
Und morgen von dem Tod bezwungen fliehen  
Und müde sich zur Ruhe legen:

Ein buntes Narrenspiel.

Heute noch heiß um Liebe werben  
Und mit dem Hass die Wette fliegen,  
Und morgen in ein Nichts ersterben  
Und fühllos in der Trühe liegen:

So ist das Leben!

—  
A. Chr. Graf.

# And sie bewegt sich doch nicht!

Märkische Dorfkizze von A. Schmit.

(Zehn)

**S**Das Gespräch drehte sich zunächst um das edle Schwein. Dann um Roggen, Käse, Sen und Kartoffeln. Und Vater Kohlhaase beehrte seinen vornehmen Besuch in jeder Weise. Der war geduldig und fante und nickte mit vollen Wacken. Einfach ein Prachtmensch, dieser Herr Zosty!

Der aber begann noch beendeter Wahlzeit so langsam das Feld zu sondieren. Die Wissenschaft habe sich heute auch schon der Landwirtschaft bemächtigt. Diese selbst sei eine Wissenschaft für sich. Ein sinniges Band zwischen Wissenschaft und Landwirtschaft biete ja schon auch der Herr Schulvorstand Kohlhaase.

Der Alte war entzückt. Und er holte was stets nur bei ganz feierlichen Anlässen gehabt — aus seinem Rauchspind die Zigarrenliste und präsentierte deren Inhalt mit Hörmusik dem Ingenieur. Der rachte und lobte das edle Kraut. Vater Kohlhaase aber stopfte sich die Sonntagspeise mit doppelter Mehkrone und passte, was das Zeng hieß. Und die Rauchwolken wirbelten lustig zur Decke.

Der Ingenieur aber sondierte weiter. Die moderne Technik schreite rüstig vorwärts. Wer hätte wohl früher gedacht, daß man so schnell zu Dresch- und Mähmaschinen gelangen würde.

Der Alte nickte eifrig.

Und Zosty fügte ergänzend hinzu, daß sich auf diese Weise die Technik bereits aller Gebiete bemächtigt habe. Mit der Wissenschaft Hand in Hand gehe eben die Technik, Eisenbahn, Dampfschiffe, Gasmotoren, die glänzenden Errungenschaften der Elektrizität, Straßenbahnen, Automobile und die neuesten Erfolge auf dem Gebiete der Aviatik.

Da begann es dem Alten schon etwas im Kopfe zu wirbeln.

„Ja,“ fuhr Zosty fort, „und wenn man nun weiter bedenkt, daß alle diese herrlichen Fortschritte auf unserer verbülltuismäßig winzigen Erdball geschehen, dieser sich im weiten Weltall ruhelos um sich selbst und um die glühende Sonne schwingenden Engel . . .“

Der Alte riß den Mund weit auf. Seine schwielige Rechte umklammerte krampfhaft den Pfeifenstiel.

„Sie sagen of, de Erde dräjet sich? . . .“

„Aber, lieber Herr Schulvorstand, das ist doch absolut nichts Neues. Vor vielen Jahrhunderten, da glaubte man allerdings, die Erde sei der Mittelpunkt der Welt und sie selbst eine Scheibe, um die sich die Sonne bewegt und der die Sterne als schöner Zierrat beigegeben waren. Aber ein berühmter Forscher hat mit füher Hand das alte Lehrgebäude zertrümmert und die Erde hinausgeschleudert in den kalten Weltenraum, wo sie unruhevoll ihren ewigen Kreislauf um die Sonne und um sich selbst vollführt.“

Dem Alten schwindelte. Der kalte Schweiß trat auf seine Stirn. Sollte denn doch etwas Wahres an dem sein, wovon die Monteure immer geschwafelt hatten?

Und Zosty steuerte weiter. Er erzählte jetzt von Gravitation und Attraktion.

Da stützte der Alte. Wenn man einen mit solchen gelehrteten Sachen gründlich einseifen will, dann kommt man mit Freindwörtern, die kein vernünftiger Mensch versteht.

Vater Kohlhaase wurde misstrauisch. Und nun stiegen ihm auch seine eigenen stolzen Beispiele vom Schleiß-, Schorn- und Feldstein im Gedächtnis auf. Die mit ihrer Wissenschaft! Er versuchte einen schüchternen Gegenstoß.

„Ja, heer'n Se mal, Herr Zosty, mit det Großfätzche, wie Se sagen duh'n, im womit Se woll meenen, det sich de Erde dräjet, det kann

woll doch nich so sinn. Da müsste ja allet unimfarbolzen . . .“

„Ja, Herr Schulvorstand, dem wirkt doch aber wieder die Attraktion entgegen . . .“

Vater Kohlhaase merkte, daß ihn der Ingenieur für einen recht geschenken Mann halten möchte. Ging er nun aufs Ganze, so konnte es leicht kommen, daß er sich dabei blamierte. Deshalb beschloß er, sich in sein Schiff zu ergeben. Und der Alte passte ungeheure Rauchwolken in die Luft.

Zosty aber dozierte weiter.

„Die Anziehungs- oder Schwerkraft ist jene geheimnisvolle Kraft, die allen Wesen innewohnt. Der große Körper zieht den kleineren an sich zu ziehen. Die Sonne die Erde, die Erde den Mond und diese Weltkörper wieder die auf ihnen wohnenden kleineren Körper . . .“

„Humm, humm.“ Die Rauchwolken quollen zur Decke. Der Ingenieur merkte, daß sein Schiffchen dem Hosen zusteuerte. Es wäre ja auch noch schöner, wenn er den da nicht überzeugen sollte. Er sprang nun zur Kugelfestall der Erde über, beschloß aber, dabei recht volkstümlich zu werden. „Sehen Sie, mein lieber Herr Schulvorstand, diese erklärt sich schon an ganz einfachen Beispielen.“

„Humm, humm.“ Vater Kohlhaase verschwand in einem Dämmer von Tabakrauch.

„Sie werden zum Beispiel auf hoher See von einem auf Sie zusteuernden Schiffe stets zuerst nur die Mastspitze sehen. Nach und nach sehen Sie beim Näherkommen die Takelage und endlich kommt Ihnen der Rumpf des Schiffes zu Gesicht.“

„Humm, humm.“ Die Pfeife war leer. Vater Kohlhaase stopfte sie hastig von neuem und bald wirbelten wieder ungeheure Rauchwolken zur Decke. Der Ingenieur aber steuerte seelenruhig und vollkommen überzeugt von dem Erfolg seiner Mission weiter. Und er reichte Argument an Argument, klar und unüberleglich.

Der Alte aber qualmte wie eine Lokomotive. Und nur hin und wieder stahl sich bei einer Kunstpanne des Ingenieurs ein bedeutsames „Humm, humm“ über seine glattrasierten Lippen.

Jedes Ding hat ein Ende. Auch der Redestrom Zostys versiegte. Und er hatte seiner Meinung nach nicht umsonst geredet. Den Alten hatte er klein bekommen. Der mußte ja nun vollkommen überzeugt sein. Ja, wenn man eine Sache nur richtig ansaßt . . .“

Der Abschied war ziemlich förmlich. Wohl blickte über das Gesicht Vater Kohlhaases ein leichter Freudenstrimmer, als Zosty beim Aufbruch nochmals seinen Schinken, seine Bratwurst, seine Butter, seinen Wein und seine Zigarren lobte, jedoch aufgeräumt war er nicht mehr. Bei ihm hatte ein schwarzer Verdacht Wurzel gefaßt. Ein neuer Gedanke war ihm gekommen, ebenso schnell wie sicher. Er mußte ihn erst noch ausspinnen.

Der Besuch hatte sich verabschiedet. Mutter Kohlhaase räumte ab. Draußen aber auf dem Hof stand Vater Kohlhaase am Gauklos und hielt das Veil mit wilder Energie in das Holz.

\* Lehmann und sterben erwarteten mit Ungeduld den Ingenieur. Als er kam und ihnen den Erfolg seiner Mission mitteilte, da waren sie bald ebenso stolz wie der Herr Zosty. Nun hatten sie doch eine Menschenseele von einem alten eingefleischten Wahnsinnsbefreit.

Zosty sonnte sich förmlich in seinem Erfolge. Ja, man müsse es bloß richtig anpacken. Sie hätten den Alten nur sehen sollen, wie er nicht mehr aus noch ein wußte. Und wie er

dann nach und nach zur Einsicht kam. Zuletzt mur noch: „Humm, humm.“ Der sei jetzt voll überzeugt. Ja, gegen die Argumente der Wissenschaft lasse sich eben nicht ankämpfen. . . .

Die beiden Monteure gingen zum Mittagessen. Neugierig waren sie auf den Alten. Was der wohl nun sagen würde. Dem müsse doch einfach eine neue Welt aufgegangen sein. — —

Vater Kohlhaase warf soeben das Veil in die Ecke, als die Monteure das Haus betraten. Er wandte sich zum Brunnen, um sich die Hände zu waschen. Zuvielkommend sprang Lehmann hinzu und pumpte. Und Vater Kohlhaase watschte mit dem Wasser, daß es nach allen Richtungen stäubte.

Das Mittagsmahl bestand heute aus des Alten Leibgericht, Kartoffelflöße und Schweinsrippchen. Aber trotzdem war er recht schwiegern und fante bedächtig, während Lehmann und sterben desto eifriger einhielten.

Zu ließen Schweigen würde gegessen. Eine merkwürdige Stille, die nur durch das Klappern der Messer und Gabeln und hin und wieder durch ein Schnauben unterbrochen wurde. Die Monteure merkten, daß etwas in der Luft lag. sterben konnte nicht mehr länger an sich halten. Er unterbrach endlich die Stille.

„Na, Vater Kohlhaase, wie gefällt Ihnen unser Ingenieur?“

Der Alte spuckte despektierlich auf den frischgescheuerten Fußboden, daß es klatschte. Und dann sprang er zum Rauchspind, langte sich einen Rauchknödel, dick und schwarz, stopfte, und bald entstiegen dem Ungetüm dicke Rauchwolken. Und nun fand er Worte.

„Wat meen' ji?“

Es klang wie verhaltes Grollen.

„Wie Ihnen der Herr Zosty gefällt!“

„Der Zosty, he? Det will 'k jau seggen. För 'n anständ'jen sterl hä 'k 'n erscht jehollen. Aber det is ut. Un wat er jemost hätt? Erscht janz vernünftig. Aber nachher. Da wollt' er olle Lüde för dummen verköpen, jawoll, direkt för dummt!“

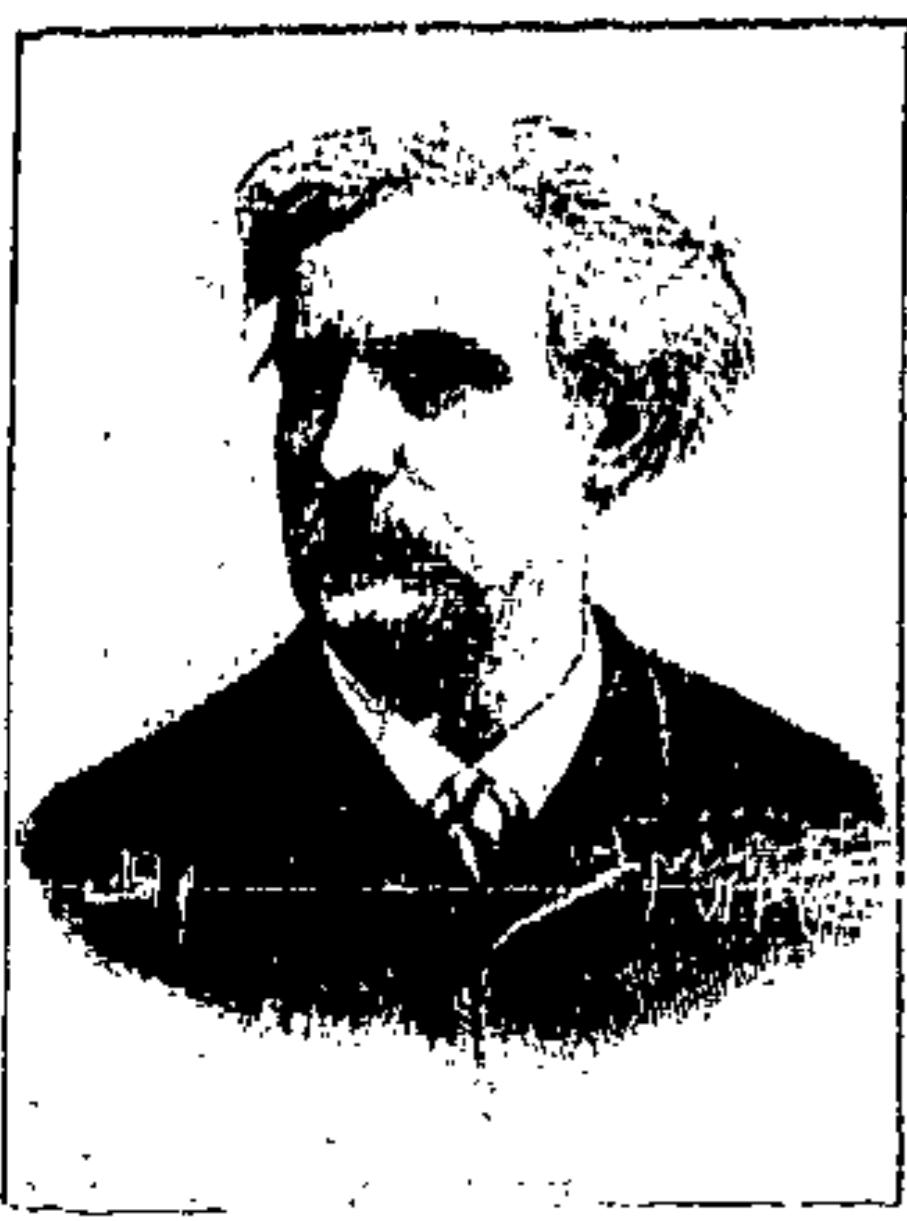
Vater Kohlhaase qualschte wie ein Riesenjoch. Und jetzt tonte er ganz auf. Und aus seinen grauen Augen traf ein schier vernichtender Blick die beiden Monteure.

„Un det will 'k jau seggen. Wenn ji den jesicht heim, un bi mi ut schwart' wiet\* to moaken, denn müssten ji frischer uppstoah'n! Ji glooben woll, jo 'n jeherten Stopp, den mutt man so 'n dummen Schack eher wie jau glöwen! Da sinn ji schief jewickelt! Un wenn noch zehn sonne halwe Doftersich komm', wie der eener will sinn, un jau ollen Quatsch nachmoaken deihl, denn segg ic jau bloß: Mi kenn' ji nich verköpen! Vertellt olle Atruens\*\*\*, det sich de Erde dräjet un det se rund is, vielleicht glöwen die jau 'n Quatsch! Ich nich! Un wenn si 't jau glöwen, denn kenn' ji mit jaut de annern upp ionne Erde, die sich dräjet, rumfarbolzen jo vili ji woll'n! Übersicht mi lot zufrieden!“

Sprachs und stapste mit schwerem Holzpantinenschritt zur Tür hinaus, die brachend hinter ihm ins Schloß flog. Und eine dicke, zuckende Rauchwolke zeigte die Stelle, wo Vater Kohlhaase soeben die Tür von draußen zugemacht hatte. Und die beiden sahen da mit weit aufgerissenem Mund und starnten mit großen Augen auf die Tür. . . .

Draußen aber hielten auf dem Gauklos wütende Beilhiebe. Mit hellem Splittern flogen einzelne Stücke klatschend gegen den Baum. . . .

\* schwarz. \*\* weiß. \*\*\* Frauen.



Paul Lafargue.

sturz vor vollendetem Fleißigsten Lebensjahr schied am 25. November, im Verein mit der zwei Jahre jüngeren Gattin, Paul Lafargue aus dem Leben. Der Verstorbene gehörte zu den bedeutendsten französischen Vertretern des wissenschaftlichen Sozialismus. Schon als Student in die sozialistische Bewegung des ausgehenden zweiten Kaiserreichs hineingekommen, musste er bald „politischer Untrübe“ halber seinem Vaterlande den Rücken lehnen und sich nach London wenden, wo er Mitglied und Sekretär der Internationale, außerdem aber Schüler und Freund von Karl Marx wurde, dessen zweite Tochter Laura ihm ihre Hand reichte. Zur Zeit der Kommune in Südfrankreich ansässig und für die proletarische Bewegung tätig, musste er 1871 sein Vaterland zum zweiten Male verlassen und wirkte geruhsame Zeit in Spanien für die sozialistischen Ideen, um dann wieder bis zur Unruhe von 1882 in London zu leben, unermüdlich der Arbeiterklasse dienend. Lafargue gehörte zu den Mitbegründern der französischen Arbeiterpartei, deren Programm 1880 in einer Konferenz zustande kam, an der Marx, Guesde und Lafargue teilnahmen. Nach Frankreich zurückgekehrt, versuchte er seine Ideale unermüdlich in Rede und Schrift, von der bürgerlichen Justiz wiederholt mit Gefängnis bedacht, von den Kästner Arbeiterwählern aber 1891 zum Abgeordneten gewählt. Indes, weniger in der — übrigens bloß vorübergehenden — parlamentarischen Tätigkeit und überhaupt auf rednerischem Gebiet lag das Schwergewicht seines Wirkens, sondern er war vor allem Schriftsteller und Theoretiker. Als solcher hat er zu den Hauptkräften des Sozialismus in Frankreich gehört und besonders viel für die Verbreitung des historischen Materialismus von Karl Marx getan. Von seinen geistreichen Schriften haben eine ganze Anzahl auch in deutscher Sprache starke Verbreitung gefunden und Lafargue zu einem der hierzulande bekanntesten Namen des französischen Sozialismus gemacht. Mit seiner ihm lange Jahre und nun auch im Tode verbundenen Gattin ist die letzte Tochter von Karl Marx dahingeschieden, die noch unter den Lebenden weiste und in seinem Geiste mit dem Lebensgefährten treu zusammengelebt hat. — a. e.

**Hungerrezepte.** Die Wirkungen der „Weichsfianzreform“ des schwarzblauen Blocks haben die ohnehin schon sehr müßige Lage der Arbeiterschaft außerordentlich verschlechtert. Und nun ist auch noch eine Teuerung gekommen, die zur Hungernot auszutrocknen droht. Vielfach ist bereits angedeutet worden, daß diese Teuerung eine seit Jahrzehnten nicht gesehnte Schärfe erlangen wird und daß die Zustände dem verhängnisvollen Hungertag 1847 gleichkommen würden. Damals grässerte in Deutschland der Hungertypus. Woherorts brachen Hungertrotzen aus, die von der preußischen Regierung z. B. in Schlesien mit „blauen Bohnen“ gefüllt wurden. Schon das Jahr 1846 hatte eine Wetterkatastrophe gezeigt. Die Kartoffeln waren durch eine Krankheit vernichtet worden, so daß ungezählte Tausende am Hungertode nagten. Man suchte deshalb nach allerlei Ersatzmitteln für das teure Brotgetreide.

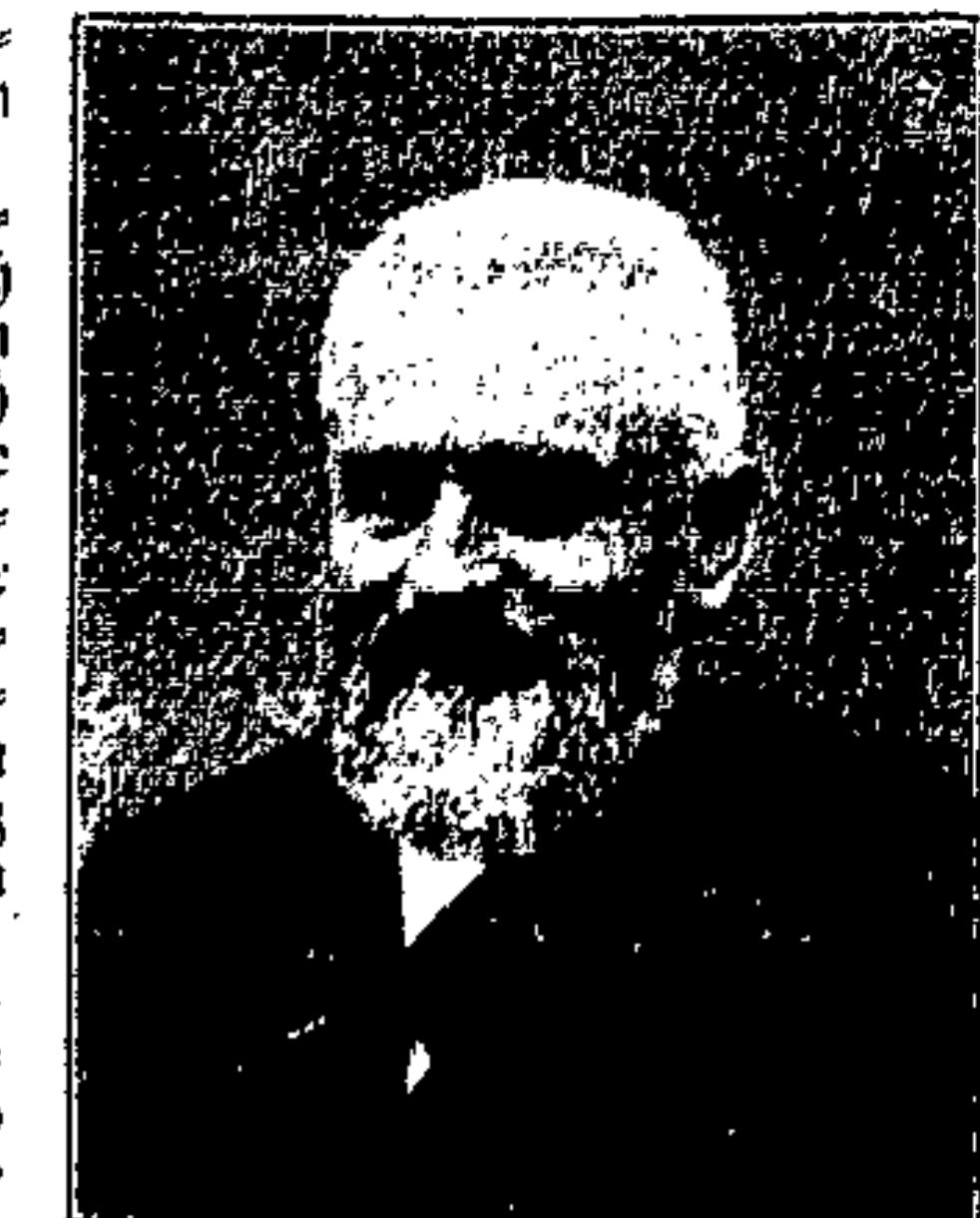
In Thüringen machte man Versuche, den Malzabgang der Brauereien — die Bierbäcker — mit Roggenmehl zu vermengen und Brot daraus zu backen. Die Treber, die man sonst zur Bierhüttung benutzt, besteht aus Wasser, Dextrin, Zellulose, Aminobestandteilen, Proteinstoffen, Säuren und geringen Mengen von Fett und Zucker. Das zur Hälfte aus Roggen und zur Hälfte aus Malzabgang bestehende Brot war von schwarzer Farbe. Während sich der Preis für reines Roggenbrot auf einen Neugroschen drei Pfennig pro Pfund stellte, kostete dieses schwarze „Malzbrot“ nur sieben Pfennige. Das war für die damalige Zeit immer noch ein enorm hoher Preis. Die ärmere Bevölkerung war natürlich gezwungen, das neue Brotsurrogat zu konsumieren. Tausende von Zentnern Bierbrot sind damals gebacken und für 7 bis 8 Pfennig pro Pfund verkauft worden. Die Brauereien ließen sich für das Pfund Malzabgang 1 Pfennig zahlen. Neben dem Brot aus Bierbäcker wurden auch noch Versuche gemacht, andere Bodenerzeugnisse mit Roggenmehl zu mischen und Nahrungsmittel

daraus herzustellen. In der Not griffen die Hungerten nicht nur zur Baumrinde, sondern sogar zum Ilkraut. Die weitverbreitete, überall wuchernde und schwer zu vertilgende Quelle wurde als Mehlsurrogat verarbeitet und empfohlen. Durch ihre Bestandteile, u. a. Stärke und Zucker, eignete sie sich auch besonders gut dazu. Die Behandlung war übrigens ziemlich einfach. Die frischen Wurzeln wurden gereinigt, auf der Häckselbank klein geschnitten, in der Sonne oder bei mäßiger Wärme auf dem Ofen getrocknet und dann wie Getreide in der Mühle gemahlen. Man erhält ein gelblich-weißes Mehl. Um daraus Brot zu gewinnen, bedurfte es nur eines Zusatzes von einem Drittel Roggenmehl. Nach den ersten Versuchen rieten sogar die amtlichen Stellen der Bevölkerung, auf sonst unfruchtbarem Boden, in sumpfigen Niederungen und auf sandigen, steinigen Höhen Quellen anzupflanzen, um reichlichere Broternte zu erzielen. Eine Pflaume bedurfte diese Pflanze nicht, hatte sie einmal Blätter und Blüten geirbt, so sorgte sie für sich selbst und verdrängte jedes andere Gewächs, wenn es nicht gerade ein Baum oder Strauch war. Der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen“ schrieb damals: „Die Vermehrung der Quellen ist außerordentlich stark. Die Not wird bald nachlassen, wenn Quellen als Brotsurrogate benutzt werden.“ Das nockende Volk wurde also auf das Unkraut verwiesen. Mit Quellen und Treber, die sonst den Schweinen vorgeworfen wurden, sollten die Armen ihren Magen füllen, damit die Leichen weiter am vollgedeckten Tafeln schwelgen könnten. Die Früchte dieser Teuerungspolitik blieben natürlich nicht aus. In der ein Jahr später eingehenden Revolution sammelten sie zur Meise. Gegenwärtig ist infolge der Dürre und Trockenheit des letzten Sommers der Stand der Getreidepreise den Verhältnissen jener Hungertage wieder nahe gekommen. Vielleicht lesen wir nächstens in den Organen des Bundes der Landwirte von Versuchen mit Quellen und Bierbäcker, um die Not des Volkes zu lindern. Über Proletarier von heute sind nicht mehr die Proletarier von 1847. Sie werden den Proletarier und Vollsverrätern sicherlich eine ganz andere Antwort geben als ihre im Elend slumprägnig dahinlebenden Vorfahren. w.b.

**Forschungsreisen** im Innern Asiens, im Herzen des „Schwarzen Erdeils“, im Flußgebiet des südamerikanischen Amazonas und an den Polen der Erde machen heute von sich reden. Aber es gab auch eine Zeit — und sie ist noch gar nicht allzu lange her —, da große Gebiete von Europa erst entdeckt werden mußten. Besonders war es der europäische Norden, den hier und da wohl griechische und phönizische Schiffer aufgesucht hatten, der aber trotzdem noch gänzlich ein Nebelland für das geographische Wissen der alten Welt geblieben war. Rätselwesen aller Art, Menschen mit Hundsköpfen oder Amazonen bevölkerten damals die nordischen Länder, die ungeheure Schäfbergen; die lockenden Gefilde des Schlaraffenlandes liegen dort oben im Nebelheim! Aber fast alles, was das klassische Altertum erfahren hat, ging im frühen Mittelalter verloren und mußte später erst wieder

von neuem entdeckt werden. Im fortschreitenden Mittelalter verlegten sich jedoch die Kulturstrukturen immer mehr nach dem Norden. Die Schiffahrt der Länder und vor allem der Norweger erschloß endlich mit einem Schlag eine ganz neue Welt im Norden. Auf jüngsten Wisingerzügen wurden Island, Grönland und sogar die Küste von Nordamerika entdeckt und auch besiedelt. Karte stämpte werden mit den höchstigen Eislands ausgesuchten. Im Range der Walfische und Walrosse wurden die Norweger die Lehrmeister der Russen und Finnen. In dem Maße, als neue Länder im Norden der Kenntnis erschlossen wurden, entstanden auch die ersten Städte, die einen Vergleich mit den heutigen erlauben, wenigstens sie noch die größten Zentren aufzuweisen. Zu die Geschichte dieser Forschungsreisen und Entdeckerfahrten führt uns ein neues, klarlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenes Werk Friedhof Mansens ein, das „Nebelheim“ bezeichnet ist und zwei starke, reich illustrierte Bände (Preis 20 M.) umfaßt. Zum ersten Male ist ein solches Werk von einem Mann geschrieben, der nicht nur theoretischer Geograph ist, sondern der auch mit großem Erfolg an der praktischen Erforschung der von ihm behandelten Länder und Meere teilgenommen hat. Das leidenswerte und vielfach von ganz neuen Gesichtspunkten ausholende Werk gibt ein großartiges Gemälde der Geschichte der Entdeckung Nordeuropas, nämlich Nordfrankreichs, Englands, Skandinavien und Ostpreußens, wo sich der östliche Bernstein fand. In seiner klaren Darstellung zeigt der Verfasser, wie gerade diese Länder der Erde die Phantasie des Menschen beschäftigt haben und wie dank der Zauberkraft, die das Unbekannte stets auf den menschlichen Geist ausübt, vorsichtigweise diese Länder den Tatenrang der Handelsleute, der Jäger und Abenteurer und der Forscher erweckten. Jeder neue Schritt ins Geheimnisvolle hat gerade hier ungeheure Anstrengungen, Leiden und Entbehrungen gekostet. Bei die Forschungsgeschichte, soweit sie sich mit unserem Erdeil Europa besetzt, interessiert, der wird sicherlich aus dem neuen Werk Mansens manches entnehmen und lernen können. gl.

**Matthias Oetmann,** den schon in jungen Jahren seine Überzeugung zur Partei geführt hatte, ist dieser Tage in Hamburg begraben worden; der innerstädtischen agitatorischen Tätigkeit des Verstorbenen haben Partei- und Gewerkschaftsbewegung der alten Hansestadt viel zu danken.



Apparat zum Auffangen von Postfächern.  
Ein schwedischer Ingenieur hat eine Einrichtung erfunden, durch welche ein auf der Fahrt begriffener Expresszug Postfächer an auf bestimmte Art konstruierte Fangmaßen abzugeben vermögt.